

Piotr Ibrahim Kalwas

SALAM

Ferienlager. Während meiner ganzen Grundschulzeit fuhr ich im Sommer in Ferienlager. Leider meist mit meiner Mutter zusammen. Meine Mutter war dort Ärztin, also nahm sie mich mit. Erst die letzten beiden Ferienlager verbrachte ich allein.

Das erste von beiden, im Sommer 1977, war in einer wunderschönen Stadt, in Starachowice, das im ganzen Lande für seine Lastkraftwagenfabrik berühmt war. Die heiße, verrauchte Stadt war voller Halbstarker und grauer Wohnblocks. Zum Glück befand sich die Schule, in der das Ferienlager stattfand, ein paar Kilometer hinter der Stadt. Eine typische Erdgeschossschule, wie sie im Rahmen der Aktion »Tausend Schulen zur Tausendjahrfeier Polens« gebaut wurden. Die Räume waren mit Krankenhausbetten voll gestellt, dazu gab es einen sandigen Fußballplatz und einen ebensolchen Volleyballplatz.

In den Ferienlagern verliebte ich mich immer. [...] Die Erzieherinnen der Ferienlager waren nett, manchmal sogar zu nett, wovon ihr euch bald überzeugen werdet. Ein Schulgebäude ohne Pauker, dafür voller toller Kumpel und pubertierender Mädchen. Dieses Ferienlager in Starachowice blieb mir aus zwei Gründen im Gedächtnis.

Erstens: Ich hatte mich dort verliebt und dafür eins in die Fresse bekommen, zweitens trank ich dort zum ersten Mal Alkohol und betrank mich bis zur Bewusstlosigkeit. Das Objekt meiner Liebe war zwölf Jahre alt, hatte pralle Titten und hieß Bożena. Sie stammte aus Mińsk Mazowiecki, wie die meisten Kinder in diesem Ferienlager. Sie trug eng anliegende Jeans und war wunderschön wie eine Prinzessin. Daran habt ihr vermutlich keinerlei Zweifel. Wir lernten uns beim Begrüßungsabend am ersten oder zweiten Tag des Ferienlagers kennen. Die Disco fand in der mit Girlanden geschmückten Turnhalle statt. Wir tranken Limonade und tanzten aneinandergeschmiegt im Rhythmus süßer Musik von der George Baker Selection, von Abba und den Bay City Rollers. »Una paloma blanca«, »Fernando« und »Bye, bye Baby« – das waren die Songtitel dieser dümmlichen Bands, deren Musik damals in mir einen Schauer unbekannter Erregung hervorrief. Meine Auserwählte war ein Fan der Bay City Rollers, einer schottischen Band aus Edinburgh, die Turnschuhe trug und idiotische, mit Schottenkaros geschmückte Klamotten. Sie hatte Kassetten mit der Musik dieser Band mitgebracht und ließ sie ununterbrochen auf dem klapprigen »Grundig«-Rekorder laufen. Die Augenblicke, die ich mit Bożenka und unschuldigen Kuscheleien bei den Songs dieser blöden Band verbrachte, prägten sich so tief in mein Bewusstsein und mein Herz ein, dass ich die nächsten paar Jahre ein fanatischer Fan der Bay City Rollers wurde. Erst der Punk-Rock prügelte mit seinem schweren Stiefel diese schottischen Idioten aus meinem Kopf.

Heute, fünfundzwanzig Jahre später, kehre ich – ein Fan von Jazz, Eumiro Deodato und pakistanischer Sufi-Musik – zu jenen leidenschaftlichen Kuscheltänzen zurück, zum Ferienlager in Starachowice und der zwölfjährigen Bożenka. Ich habe mir vor Kurzem eine CD der Bay City Rollers gekauft und mir dieses gedankenlose Getrommel angehört, wobei ich ins Fenster meiner Warschauer Wohnung starrte. Ich rauchte eine Zigarette nach der anderen, und Leslie McKeown – der Leadsänger der Band schrie: *We don't wanna be a yesterday's hero, a yesterday's hero...* Vielleicht waren sie doch keine solchen Vollidioten?

Trotz der großen Leidenschaft unserer Beziehung hatten wir uns kein einziges Mal geküsst. Wir trafen uns in meinem Schlafrum, wenn die anderen Jungs auf dem Fußballplatz kickten, und berührten gegenseitig unsere Körper. Unsere Münder umkreisten einander und berührten sich hin und wieder hauchzart, doch die Lippen des Mädels blieben fest zusammengepresst. Meine Hände versuchten mit einer gewissen Schüchternheit ihre Brüste zu berühren, wurden aber zurückgestoßen, und auf mein – mit ersten Härchen geschmücktes – Gesicht fielen Hiebe der Mädchenhand. Und das passierte oft, sodass wir die verwaschene Bettwäsche auf dem Metallbett völlig verwurschtelten. Während Bożena ihr Haar, das so lang wie bei einer Fernsehschauspielerin war, zurückwarf, machte sie mir Vorwürfe, dass sie meine Liebe nicht spüre, und ich hatte wieder Gewissensbisse. Dann versuchte ich wieder ihren Busen zu ertasten, bekam aber erneut eins aufs Maul. Bożena weinte und sagte, dass ich ein böser Junge wäre. Dann antwortete ich ihr mit Gedichten, die ich in den langen, schlaflosen Nächten extra für sie zusammenreimte. Es war sehr angenehm.

Leider stellte sich heraus, dass ich nicht der einzige war, der sich in die schöne Bożena verliebt hatte. Das Pech wollte es, dass sich noch ein Halbstarker aus dem Ferienlager in meine Auserwählte verknallte – Andrzej. Ein kleiner, primitiver Kerl, der am Oberarm eine von seinem älteren Bruder gepiekste Tätowierung mit der Darstellung eines kaum zu erkennenden nackten Weibes hatte. Ein Vollidiot, der nur mit Mühe ganze Sätze zusammenbekam, ging auf Freiersfüßen in Konkurrenz mit einem Adligensohn, einem intelligenten und klugen Jungen, der nicht nur heiß lieben, sondern auch noch wunderbare Gedichte über diese Liebe schreiben konnte! Welch eine Schande!

Bożena steckte in einem Dilemma. Auf der einen Seite ein leidenschaftlicher, sinnlicher Dichter mit spanischem Schnurrbärtchen, auf der anderen – ein starker Kraftprotz mit tätowiertem Oberarm, der billigen Obstwein trank, Zigaretten rauchte und sehr weit durch seine Zahnücke spucken konnte.

Bożena entschied sich für Andrzej.

Ich sah sie auf dem Fußballplatz, wie sie sich aneinanderschmiegt und sie ihm übers Haar streichelte. Mein Herz blutete, und meine Seele keuchte vor Rache. *Carramba!* Ich denke, es war wegen der Tätowierung und dem ganzen Rest. Ich hatte am Oberarm nur eine Narbe von der Pockenimpfung und er – ein nacktes Weib. Ich trank Limonade und er Obstwein. Ich rauchte nicht, und er qualmte wie ein Schlot und stank nach Tabak. Ich schrieb Gedichte, und er war imstande, aus einem Abstand von zehn Metern jemanden anzuspucken. Was sollte man sich also über das kleine Frauchen wundern: Es brauchte

einen echten Mann und keine halbe Portion. Also beschloss ich zu zeigen, dass ich ein echter Mann war.

Während unserer nächsten Exkursion an den Fluss packte ich Božena, hob sie hoch, als ob ich allen zeigen wollte, dass sie die Meinige sei, und warf sie dann ins Wasser, das voller Strudel war. Das Mädchen kreischte und schrie, und ich stand am Ufer und blickte den Halbstarcken mit hochmütigem Lächeln an. Leider begann meine Liebste zu ertrinken. Ein mächtiger Wirbel packte ihren leichten Körper und zog ihn rasend in die Tiefe. Alle stürzten zu Hilfe: die Kinder und die Erzieher. Am Ufer blieben nur wir beide – ich und Andrzej. Beide waren wir gleiche Feiglinge und schissen uns bei dem Gedanken an einen Sprung in den kalten, gefährlichen Fluss in die Hosen.

Ein tapferer Erzieher zog das Mädchen aus dem Wasser, dann haute er mir einen rechten Haken in die Schnauze. Boženas Freundinnen gaben mir noch ein paar Tritte als Zugabe. Ich saß dann unter einem Busch und schwor dieser ganzen Gesellschaft Rache, während ich mir mit Blättern die blutende Nase abwischte. Da kam einer der Jungs aus der Gruppe zu mir und sagte, dass Andrzej mich auf der nahe gelegenen Lichtung sprechen wolle. Er rief mich durch einen Boten zu sich. Das klang nicht gut, doch es gab einen Grund, um mit Herrn Andrzej einige Unstimmigkeiten zu klären.

Also, auf zur Lichtung!

Die Lichtung befand sich auf dem nahe gelegenen, bewaldeten Hügel. Ich kletterte hinauf und fand mich auf dem kleinen, von Kiefern umgebenen Platz wieder. Aus dem Gebüsch kam Andrzej und stellte sich mit gesenktem Kopf vor mich hin. Alle Halbstarcken hielten so ihre Köpfe, wenn sie einem einen Kopfstoß gegen den Bauch verpassen wollten. Ich wusste das von zu Hause und zog mich ein wenig zurück. Mein Gegner war zwei Köpfe kleiner als ich, dafür aber gut doppelt so breit.

»Warum wolltest du meine Freundin umbringen«, zischte Andrzej langsam durch die Zähne.

»Sie ist gar nicht deine Freundin, sie ist meine Freundin, du Vollidiot!«, brüllte ich und stürzte mich auf ihn.

Er wich ein wenig zur Seite, ich flog an ihm vorbei und knallte auf die Erde. Als ich mich wieder erhob, sah ich, dass die Lichtung voller ortsansässiger Halbstarcker war, Kumpels von Andrzej. Sie umringten mich in einem festen Kreis, und Andrzej ballerte mir mit der Faust aufs Kinn. Ich sah Sterne und fiel erneut auf die Erde. Zum zweiten Mal am gleichen Tag war meine Fresse poliert worden. Die Halbstarcken drehten mir die Arme nach hinten und bauten mich vor meinem Gegner auf.

»Sag: Božena ist die Freundin von Andrzej«, verlangte eine kleine Missgestalt, wobei sie ihr nach Kippen stinkendes Maul an mein Gesicht heranschob.

»Niemals«, kreischte ich. »Ich liebe Božena!«

Andrzej versetzte mir einen Kopfstoß in den Bauch. Ich versuchte wie verrückt, mich loszureißen, um den verhassten Blödmann zu fassen zu kriegen, aber die Halbstarcken hielten mich mit eisernem Griff. Die Situation wiederholte sich mehrmals: Ich kriegte einen Stoß mit dem Kopf, einen in die Eier und in den Bauch. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass es auf der Welt noch mehr solcher Boženas gibt, ich erst dreizehn bin und einen ziemlich empfindlichen Hodensack habe. Ich ergab mich.

»Bożena ist die Freundin von Andrzej«, röchelte ich und riss mich von meinen Henkersknechten los.

Ich muss sagen, dass mein langer, heldenhafter Widerstand Eindruck auf die Halbstarke gemacht hatte. Es wurde festgelegt, dass ich es mit Hilfe von zwanzig Złoty »geradebiegen« könnte, die ich – wie sollte es auch anders sein – für Wein ausgeben sollte, und dann wäre die Sache erledigt.

Am nächsten Tag gab es eine Tanzveranstaltung in der Turnhalle, und Andrzej verlangte von mir wie verabredet die zwanzig Złoty für den Wein. Gedemütigt rückte ich den graubraunen Geldschein mit dem Bild einer Arbeiterin heraus und überreichte ihn meinem Verfolger. Dann wollte ich gehen, aber Andrzej hielt mich fest, blickte mir drohend in die Augen und streckte mir seine Hand entgegen.

»Ist schon in Ordnung«, sagte er einfach.

Mein Heldenmut war anerkannt worden. Ich war keine Pflaume. Ich wurde eingeladen, hinter die Scheune zu kommen, um den ersten Wein meines Lebens zu trinken. Und das nicht einfach mit irgendwem! Die ganze Creme der ortsansässigen Halbstarke kam auf den Fußballplatz der Schule, um hinter einem auseinanderfallenden Schuppen mit mir billigen Obstwein zu trinken! Ein großer Tag.

Alle hatten zusammengelegt für ein Dutzend Obstweinflaschen. Einer der Halbstarke, der bereits achtzehn war oder zumindest so aussah, schwang sich aufs Fahrrad und radelte flott zum Dorfladen. Ich stand hinter der Scheune zusammen mit einer Gruppe von Halbstarke, die »Populärne«-Zigaretten qualmten und ungeduldig auf den süßen Sud aus Schwefel und Erdbeeren warteten. Der sehnsüchtig erwartete Radfahrer kam bald zurück, beladen mit Kunststoffeinkaufsnetzen voller klirrender Flaschen. Allgemeines Gelächter brach aus, das charakteristisch ist für jede Säufergesellschaft angesichts einer großen Alkoholmenge. Die braunen Flaschen mit gelb-schwarzen Etiketten kreisten nun von Hand zu Hand. Als eine Pulle an mich kam, ergriff mich Entsetzen. Ich hatte doch noch nie Obstwein getrunken! Das war Sünde! Außerdem hatte ich Angst, dass ich der Aufgabe nicht gewachsen sein würde und nicht imstande sei, das Zeug runterzukriegen. Das war sicherlich irgendein Feuerwasser nur für echte Männer, aber nichts für mich. Ich erinnere mich, dass ich in dem weißen Plastikverschluss mehrere kleine Löcher gesehen hatte. Diskret, um mich nicht lächerlich zu machen, hielt ich die Flasche an meine Kehle. Einige Tropfen Wein drangen durch die kleinen Öffnungen und flossen in meinen Mund.

Halleluja!

Es war wunderbar! Süß und überhaupt nicht gefährlich! Ich riss den Plastikverschluss ab und sog mit einigen mächtigen Zügen den Inhalt der Flasche in mich ein. Dann griff ich nach einer zweiten und begann, den Obstwein wieder gierig zu saufen. Ich wollte angeben. Ich wollte so wie Andrzej sein, vielleicht sogar besser. Die Halbstarke blickten mich voll Ehrfurcht an.

»Der trinkt ja wie'n Loch!«, hörte ich ihre erstaunten Ausrufe um mich herum.

Ich trank zweieinhalb Flaschen Obstwein aus, rülpste lange und rollte meinen verschwommenen Blick in die Runde.

Alles drehte sich vor meinen Augen. Ich erhob stolz meinen Kopf und kotzte mich hinter der Scheune aus.

»Ich gehe in die Disco!«, rief ich dem Rest der Gesellschaft zu und lief im Zickzack in Richtung des Schulgebäudes los. Hinter mir hörte ich fröhliche Rufe und das Lachen der Halbstarken, das für mich zu einem einzigen, unbestimmten Gestammel zusammenfloss. Ich war voll wie eine Haubitze. Ich war erwachsen. Ich ging in die Disco, um meine undankbare Verlobte zu fassen zu kriegen, die ich gestern beinahe ertränkt hätte. Ich wollte sie endlich wie ein richtiger Mann küssen, auf diesen ewig zusammengepressten Mund! Auf der Treppe begegnete ich jenem Erzieher, der mir am Fluss eine in die Fresse gehauen hatte.

»Kalwas, du bist betrunken!«, rief der Mann und kam auf mich zu.

Ich holte aus, und diesmal schlug ich ihm mit der Faust aufs Maul. Ich erinnere mich, dass er gegen die Wand taumelte und dort stehen blieb, mich mit vor Erstaunen erweiterten Pupillen anstarrend. Den Rest der Ereignisse registrierte ich nur noch fragmentarisch: wie Bożena mir ein paar überzog, als ich sie zu einer unzüchtigen Tat zwingen wollte, das heißt zu einem Kuss, die Schlägerei mit dem eifersüchtigen Andrzej, die Betten in unserem Schlafraum, die ich alle umstieß, und den Schwall von Schimpfwörtern, mit dem ich alles um mich herum bewarf. Zum Schluss bekam mich der Erzieher zu fassen und knabbelte mich mit meinem eigenen Pyjama. Der Abend war zu Ende.

Am nächsten Tag wachte ich mit dem ersten Kater meines Lebens auf, auf den ich unglaublich stolz war, und mit einer grauenvoll zerschlagenen Schnauze. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich wurde nicht aus dem Ferienlager verwiesen. Ich bekam nur einen Verweis beim Appell und durfte nicht an der nächtlichen Schnitzeljagd teilnehmen.

Schlimmer sah die Sache mit Andrzej aus. Der konnte es nicht verwinden, dass ich ihn geschlagen hatte. Er lauerte mir zusammen mit einigen Halbstarken am nächsten Tag am Sportplatz auf. Wieder zerschlugen sie mir die Fresse, doch diesmal luden sie mich nicht mehr zu einem Wein ein. Bożena stand daneben, lachte gemeinsam mit den anderen Mädchen lauthals über mich und hetzte die Halbstarken auf.

Und dann, als ich mich zusammengeschlagen vom Boden zu erheben versuchte, ging sie auf Andrzej zu und – oh Graus – küsste ihn leidenschaftlich auf den Mund.

Damals schwor ich, mich an Andrzej zu rächen.

Ich beschloss, seine Heimatadresse zu finden. Ich wusste nur, dass er in Mińsk Mazowiecki wohnte, wo er »im ganzen Viertel bekannt war«.

Alle Angaben über die Ferienlagerkinder hatten die Gruppenerzieher bei sich. Unser Erzieher wohnte in einem eigenen Zimmer und bewahrte unsere Karteikarten in einer Schublade auf. Ich wusste das, war aber nicht imstande, an sie heranzukommen, weil der Typ sein Zimmer immer abschloss. Ich beschloss, bei ihm einzubrechen. In der letzten Nacht des Ferienlagers fand die Schnitzeljagd statt, an der ich [...] nicht teilnehmen durfte. Also blieb ich allein in der Schule, während alle anderen sich mit ihren Taschenlampen in den Wald aufgemacht hatten. Der Erzieher hatte sein kleines Zimmer natürlich fest abgeschlossen. Ich ging also nach draußen, nahm eine Metallstange und zerschlug die Fensterscheibe von seinem Zimmer. In den letzten Tagen hatte es im Fe-

rienlager mehrere Diebstähle gegeben: Die ortsansässigen Halbstarcken kamen in die Schule und nahmen verschiedene Sachen mit. Sie hatten irgendwelches Geld gestohlen und von jemandem neue Turnschuhe. Mir wurde ein ausländischer Bademantel aus dem Koffer geklaut, den ich von meiner Tante aus Amerika bekommen hatte. Sie waren auch in den Heizraum eingestiegen. Es gab also einen hervorragenden Vorwand, dass auch dieser Einbruch auf ihr Konto ging.

Ich drehte die Fensterklinke, stieg hinein und beleuchtete meinen Diebesarbeitsplatz mit einer kleinen Taschenlampe vom Schlüsselanhänger. Ich gelangte an den Schreibtisch und nahm die Karteikarten heraus. Einen Augenblick lang blätterte ich sie durch, bis ich schließlich fand, was ich suchte.

Andrzej Ż., vierzehn Jahre alt, wohnhaft in Mińsk Mazowiecki, Straße... Mit zitternder Hand schrieb ich beim schwachen Licht der kleinen Taschenlampe diese Daten ab und steckte sie in meine Tasche. Dann machte ich, um die Spuren zu verwischen, ein wenig Tohuwabohu in den Sachen des Erziehers, stahl ihm ein pornografisches Kartenspiel und sprang aus dem Fenster.

Ich hatte, wonach ich suchte!

Sechs Jahre später

Es war ein ekelhafter Novembertag. Genau genommen der vierte November 1983. Mein zwanzigster Geburtstag. Ich stand am Bahnhof der Stadtbahn und rauchte eine Zigarette. Meine mit Haarfarbe und Wasserstoffsuperoxyd rot gefärbten Haare wurden vom scharfen, unangenehmen Wind auseinandergeweht. Der schwarze, mongolische Ledermantel war voller bunter Aufkleber mit Darstellungen von Bob Marley, Marihuana-blättern und Aufschriften im Stil von: The Clash, Sex verletzt und *Piss off!*

An den Füßen trug ich schwere Militärstiefel, sogenannte »Bundesweherschuhe«, und am Arsch – eine Hose ohne Arsch. Eine schwarze Kordhose, bei der der Teil, der die Hinterbacken bedecken sollte, fehlte. Aus dem großen Loch auf meinem Hinterteil guckten rote Unterhosen mit der aufgekritzelten Aufschrift: »Ihr könnt mich alle am Arsch lecken!« hervor.

Wenn am Bahnsteig die blau-gelben Züge voller zur Arbeit fahrender Menschen vorbeifuhren, drehte ich mich zu ihnen um, streckte ihnen meinen Arsch mit der Aufschrift entgegen, hob meinen Mantel und zeigte ihnen zwischen den weit aufgestellten Beinen die Zunge. Ganz einfach Punk-Rock.

In den Manteltaschen hatte ich mehrere Pullen Bier und eine Unmenge verdammt starker Joints, die ich für das Geld kaufte, das ich beim Verkauf meiner alten Schulbücher bekam, die ich [...] in Hülle und Fülle hatte.

Neben mir standen zwei bekannte Warschauer Punker in Lederklamotten voller Nieten und mit Nietenarmbändern.

Wir wollten nach Mińsk Mazowiecki.

Ich weiß nicht, was bewirkt hatte, dass ich diese Entscheidung traf. Ich denke, es war ein Geflecht bestimmter Ereignisse, bewirkt durch die Sinnestäuschungen, durch Gras und meine sentimentale Natur. Zufällig hatte ich diese Adresse gefunden, die ich sechs

Jahre zuvor in Starachowice gestohlen hatte. Ich rauchte eine Tüte, stellte »Exploited« an und beschloss, Andrzej Ź. zu verprügeln. So ein Spiel. Eine Art Schließen des Kreises. Kreise schloss ich immer gern. Ich bin und war nie aggressiv. Meistens lief ich als erster weg, wenn etwas Ungutes passierte. Aber diesmal beschloss ich eben, den Kreis zu schließen und zu sehen, was daraus folgen würde. Ich rauchte damals viel Marihuana und experimentierte ein wenig mit mir selbst. Außerdem war es mein Geburtstag, und ich hatte doch ein Anrecht auf ein Geschenk.

Ich nahm diese Typen mit, weil sie vor nichts Angst hatten, sie sahen nicht schlecht aus, und ich fühlte mich neben ihnen sicher. Als wir in den Waggon kamen, stiegen alle sofort aus. Wir fuhren also allein, rauchten Joints, tranken Bier und kreischten in gebrochenem Englisch zu lebhaften Melodien von Punkbands. Ich zerriss das Kunstleder des Sitzes, auf dem ich saß, rupfte den Schaumgummi heraus und warf ihn aus dem Fenster des fahrenden Zuges. Dann tat ich das gleiche mit der nächsten Bank. Meinen Gefährten in Lederjacken gefiel das sehr, und so zerfetzten wir wortwörtlich in wenigen Augenblicken alle Sitze im ganzen Waggon und warfen sie aus den Fenstern. Übrig blieben nur die kahlen Metallgestelle, die an manchen Stellen noch mit Resten von zerrissenem Schaumstoff und traurig herabhängenden Kunstlederfetzen geschmückt waren. Wir hatten weder Fahrkarten noch eine Zukunft. *No future.*

Stark benebelt kamen wir in Mińsk Mazowiecki an und stiegen auf dem ekelhaften, vollgepissten Bahnhof aus.

Die Bahnhöfe der Volksrepublik Polen: voller grauer, angetrunkenen Typen mit erdfarbenen Gesichtern, mit Bänken, von denen die Farbe abblätterte, und dem allumfassenden Gestank billiger Zigaretten. In der Bahnhofskneipe konnte man sauren Bigos, saures Bier und eins in die Fresse bekommen. Alles klebte vor Dreck und war von einem charakteristischen, metallischen Geruch durchdrungen, genauso einem wie in den Zügen. Am schlimmsten waren die Bahnhöfe gerade in der Herbst-Winter-Saison und besonders während der sogenannten »Niemandszeit« – dieser unfreundlichen Zeit, in der die nasse, feuchte Abenddämmerung sich zwischen den grauen Tag und die schwarze, kalte Nacht zwängt. Das abscheulich blassblaue Licht der Bahnhofslaternen beleuchtete die ankommenden schmutzigen Züge, aus denen eine Menschenmenge in farbloser Kleidung herausströmte. Ich habe bereits darüber geschrieben. Die Zeit der Selbstmörder und der Dichter. Die Zeit von Erinnerungen und düsterer Reflexion. Kalt und blöd. Unten durch. Joy Division und kein Leben.

Eine Rettung waren das »Königsbier« und ein paar Züge Marihuana. In der Bahnhofskneipe gerieten wir in ein ungefährliches Gerangel mit der Arbeiter- und Bauernklasse nach der Arbeit. Über polnische Bahnhöfe hatte bereits Kazik Lieder gesungen, über die Typen auf den Bahnhöfen schrieb Stachura. Er war ein Fan von Bahnhöfen. Er konnte ohne Bahnhöfe nicht leben.

Ich war damals ein Fan von Edward Stachura, übrigens liebe ich ihn bis heute. Genauso wie Edward Gierek. Die Romantik des ewigen Herumtreibens, Anarchie und Poesie. Ein wenig Pseudobuddhismus, Wodka und unbegrenzte Freiheit. Potęgowia, Oma Oleńka, der psychisch kranke Freund Witek und dieser beschissene Apfelzweig, den ich bis zum Schluss nicht entziffern konnte. Das soll angeblich seine Tussi gewesen sein. Über den Einfluss von Literatur auf mein Leben werde ich noch schreiben, wenn ich zu dem Mo-

ment komme, an dem ich beschlossen hatte, ein Intellektueller zu werden. Unterdessen erlaube ich mir, mein eigenes, Edward Stachura gewidmetes Gedicht zu zitieren, das ich in jener Bahnhofskeipe in Mińsk Mazowiecki geschrieben hatte, bevor mir irgendein Typ in Baskenmütze eins in die Fresse gab. Dieses Gedicht hieß »Edward« und ging wie folgt:

*Bei der Potęgowa auf'm Ofen, da saß er,
wusste 'nen Scheiß und quatschte klug daher.
Edward Stachura, der seinen Kopf in den Wolken trug
und sich zwei Bier aus der Tasche krallte.
Edward Stachura, er kriegte Schiss, als der Zug
ihn plötzlich für immer umknallte!*

Berücksichtigt bitte, dass ich damals ein Punker war und meine Liebe zu dem Dichter – wahnsinnig. Ich liebte Edward auf meine New Wave-Art: Ich erkläre allen Fans von Stachura, die an dieser Stelle über die Brutalität dieses Gedichts empört sein werden, dass ich weiß, wo die echte Potęgowa gewohnt hat, es euch aber nicht sagen werde. Ich bin in jenem Haus gewesen und habe am selben Tisch gesessen, an dem Stachura damals mit seinem imaginären Freund Schnaps trank. Und ihr? In dieser Zeit habt ihr eure Magisterarbeiten geschrieben, ihr bärtigen Federfuchser in durchgeschwitzten Pullovern! Statt euch einen Rucksack zu schnappen und über den zickzackförmigen Straßenrand zu springen:

*Ins Dorf Verlor'n, nach Weißkujawien,
Wo der Boden sandig und voller Stein,
Ziegen, Wollkraut, Kiefern und Kreuzwege
Und die Potęgowa mutterseelenallein...¹*

Heeey! Es gab gar kein Zagubin – das war das Delirium des Dichters und seine Imagination. Das Dorf hieß vollkommen anders. Gleich nachdem ich meine Punkdichtung über Stachura beendet hatte, schwankte dieser Typ mit Baskenmütze auf mich zu und knallte mir einen vor den Latz.

»Der Affe geht zurück in den Zoo, aber sofort!«, lallte er.

Dann gab es ein Gerangel, meine Kumpels zerschlugen ein paar Bierkrüge und einige Arbeiterfressen. Wir kriegten einige Tritte und verließen den Bahnhof auf der Suche nach Andrzej Ż. Dann kamen wir zu der Adresse, die ich von der Ferienlagerkarteikarte abgeschrieben hatte, und legten uns hinter einem niedrigen Wohnblock mit herabblättern dem Putz auf die Lauer. Im Treppenhaus hing eine Mieterliste, und darauf stand der Name meines verhassten Feindes, des Halbstarcken, der mir sechs Jahre zuvor die Liebe meines Lebens gestohlen hatte und den ich jetzt im Kreis meines Wahnsinns einzuschließen beschlossen hatte.

¹ Edward Stachura: Piosenka dla Potęgowej [Lied für die Potęgowa]. In: Wiersze, poematy, piosenki, przekłady. Warszawa 1984, S. 205. (Anm. d. Übers.)

Wir saßen die ganze Nacht auf der Bank, rauchten Gras und Zigaretten und starrten auf die Haustür. Alles war relativ in Ordnung, bis einer meiner Kumpels nach einem weiteren Joint einen Anfall furchtbarer Paranoia bekam. Etwa gegen fünf Uhr morgens begann er hin und her zu laufen und furchtbar zu brüllen. Er schrie etwas von einer Verschwörung und einem atomaren Angriff. Zusammen mit dem anderen Punker versuchte ich ihn zu beruhigen, doch dann bekamen wir beide einen aberwitzigen Lachanfall und wälzten uns auf dem Rasen herum. Der Typ zog sich nackt aus und begann brüllend durch die Neubausiedlung zu rennen.

»Leuteeeee! Es gibt Krieeeeeg! Leuteeeeeeeeeeeeeeeee!«, brüllte der nackte Punk-Rocker. Die Lichter in den Fenstern der Wohnblocks gingen plötzlich an. Verschlafene Menschen kamen auf die Balkons und begannen, uns schrecklich zusammenzuschießen. Gleich neben meinem Kopf ging eine Flasche in die Brüche.

Nur ein paar Minuten vergingen, und es passierte das, was man hätte erwarten können: Ein blauer Polizeikleinbus kam in die Neubausiedlung, und einige Milizionäre sprangen heraus. Wie durch ein Wunder gelang es uns, den nackten Wahnsinnigen zu fassen. Wir flüchteten in Richtung Bahnhof. Der Anblick war wirklich imponierend: Zwei Typen in Leder, mit bunten Haaren, liefen einem vollkommen nackten Macker hinterher, der entsetztlich, wie am Spieß brüllte, und hinter ihnen mehrere Bullen.

»Krieeeeeg! Um Gottes Willen, Krieeeeeeeeeeeeeg!«, prophezeite der Typ mit der Hahnenkammfrisur der Stadt.

Bevor ich die Flucht ergriff, drehte ich mich noch einmal in Richtung des Wohnblocks um, vor dem wir Wache gehalten hatten. Und ich sah ihn. Andrzej Ż. stand auf dem Balkon im ersten Stock und rauchte eine Zigarette. Vielleicht hätte ich ihn in der Dunkelheit nie erkannt, doch eine Kleinigkeit verriet ihn. Andrzej Ż. trug meinen Bademantel – denselben, der mir im Ferienlager in Starachowice gestohlen worden war!

»Ach, du Scheiße«, flüsterte ich mir selbst zu und rannte meinem nackten Freund hinterher.

Es gelang uns, der Miliz zu entkommen. Mein Kumpel war wieder lockerer geworden und stürzte schließlich auf eine Parkbank. Wir hatten Angst zurückzugehen und seine Rüstung zu holen, die er vor dem Haus von Andrzej Ż. abgeworfen hatte. Ich bedeckte ihn also mit meinem Mongolenmantel, und der andere Kumpel lieh ihm ein T-Shirt und eine zerrissene lange Unterhose. Nur die Schuhe fehlten. Und so kehrten wir, gemeinsam mit der ersten Schicht, nach Warschau zurück: in langen Unterhosen, barfuß und in einer Hose ohne Arsch. Und ich hatte den Kreis nicht geschlossen.

Zehn Jahre später

Es war Frühling 1993. Seit zwei Jahren lebte ich wieder in Polen, nach mehreren Jahren Schufferei in Norwegen, und arbeitete als Lieferant für ein Warschauer Restaurant. Mit einem ständig kaputtgehenden kleinen Lieferwagen besorgte ich Kartoffeln, Fleisch und französische Weine. An einem schönen Frühlingstag kehrte ich vom anderen Ende Polens zurück und hatte irgendwelche Schüsseln oder Teller für die Kneipe geladen. Ich raste wie eine Gesengte, rauchte dabei eine Zigarette und trank Cola aus der Dose. Es gab bereits Kapitalismus und Coca-Cola in Dosen. Von Weitem sah ich das Schild mit dem Ortsnamen. Ich wurde langsamer und warf einen beiläufigen Blick auf die Aufschrift auf dem Schild.

PIOTR IBRAHIM KALWAS

Mińsk Mazowiecki.

In einem einzigen Moment fiel mir alles wieder ein: Starachowice, Bożenka, der nackte Punker in der Siedlung und dieser Typ in meinem Kinderbademantel, der um fünf Uhr morgens in jener Novembernacht ein Zigaretten geraucht hatte.

Ich beschloss, Andrzej Ż. erneut zu besuchen.

Ich fuhr von der Hauptstrecke ab und in die Stadt hinein. An der Tankstelle blieb ich stehen und fragte den Verkäufer nach der Straße, an deren Namen ich mich noch gut erinnern konnte. Seit einigen Jahren hieß die Straße anders – in Übereinstimmung mit dem Geist der Zeit. Einige Minuten irrte ich durch die Straßen dieser nicht besonders schönen Stadt, bis ich vor genau demselben Wohnblock landete, vor dem ich mich zehn Jahre zuvor in narkotischem High auf dem Rasen herumgewälzt hatte. Ich setzte mich auf dieselbe Bank, qualmte eine weitere Marlboro und starrte auf den Balkon im ersten Stock.

Auf dem Balkon hing Wäsche. In zwei oder drei Blumenkästen wuchsen irgendwelche skrofulösen Pflänzchen, und daneben, ans Geländer gelehnt, stand ein Fahrrad.

»Hat er sicher irgendwo geklaut«, huschte es mir durch den Kopf.

Insgesamt war ich nicht sicher, ob Andrzej Ż. noch hier wohnte und was ich überhaupt hier machte. Doch es war ein warmer Frühlingstag, und ich hatte es nicht eilig. Es war eine ausgezeichnete Gelegenheit, den Kreis zu schließen. Ich beschloss, für alle Fälle, die Mieterliste zu überprüfen.

Diesmal war am Eingang eine Gegensprechanlage angebracht. Nach kurzem Zögern drückte ich seine Wohnungsnummer.

»Wer ist da?«, fragte eine Frauenstimme.

»Ich komme von der Hausverwaltung. Wegen der Kellerrohre«, antwortete ich ohne nachzudenken.

Die Frau drückte den Knopf, und ich ging hinein. An der Wand hing in einem verglasten Kasten die neue Mieterliste. Sein Name stand immer noch da.

Ich kehrte auf meine Bank zurück. Nun saß ich da und schaute hinauf zum Balkon. Ich beobachtete auch die Menschen, die in die Eingangstür traten und die herauskamen. Er war nicht dabei. In meiner Fantasie zeichnete ich ein Phantombild von Andrzej Ż. nach sechzehn Jahren. Ich hatte ein wenig Angst, dass ich ihn nicht wiedererkennen würde. Klein, gedrunken, Affengesicht, schiefe Nase. Vor meinen Augen flimmerte dieses unbeholfene, nackte Weib auf seinem Unterarm. Die Zahnlücke, durch die er Leute aus einer Entfernung von zehn Metern anspucken konnte. Die krummen Beine.

Es vergingen zwei Stunden, und ich hatte keine Kippen mehr. Gleich nebenan gab es einen Laden. So einen provinziellen Lebensmittelladen in der Neubausiedlung, der noch nicht aus seiner alten, sozialistischen Farblosigkeit herausgekrochen und schon mit kitschig-greller Reklame für westliche Ware und polnisches Bier umwachsen war. Ich ging in den Laden und bat um eine Schachtel Marlboro und ein Mineralwasser. Wegen der Unauffälligkeit kaufte ich auch eine Zeitung. Ein Mensch, der eine Zeitung liest, erweckt weniger Verdacht. Voll konspirativ.

Als ich den Laden verließ, stieß ich in der Tür mit Andrzej Ż. zusammen.

Ich erkannte ihn sofort wieder, obwohl er sich in den vergangenen sechzehn Jahren stark verändert hatte. Ein typischer heruntergekommener, kleiner Säufer aus einer Kleinstadt. Geleitet in einen etwas verdreckten, gecrashten Jogginganzug. An den Füßen trug er hinten ausgetretene Mokassins, auf dem Kopf eine Baseballmütze. Er war stark abgemagert. Seine jugendliche Gedrungenheit war irgendwohin verschwunden, abgewaschen durch Hektoliter von Alkohol. Er beachtete mich nicht, stellte sich an den Ladentisch und verlangte zwei Bier. Die Verkäuferin stellte die Flaschen vor ihn hin, und Andrzej Ż. begann, aus seinen Jogginganzugtaschen zerknüllte Scheine zu ziehen. Er hatte nur Geld für ein Bier und bat mit einer versoffenen Stimme das Mädchen, ihm das zweite Bier auf Pump zu geben. Die Verkäuferin weigerte sich entschieden, und Andrzej Ż. versuchte sie mit flehender Stimme von seiner Redlichkeit zu überzeugen. »Morgen geb ich's zurück, meine Liebe, morgen ganz früh bring ich's bestimmt wieder«, versicherte er.

Die Verkäuferin war unbeugsam. Andrzej Ż. schob bereits seine Flasche unzufrieden in die Tasche. Ich ging zum Ladentisch.

»Erlauben Sie bitte, dass ich für den Herrn bezahle«, sagte ich zur Verkäuferin und rückte meine Sonnenbrille an der Nase zurecht.

Andrzej Ż. blickte mich etwas verwundert an und lächelte. Zwischen den Stümpfen seiner braunen Zähne blitzte eine große Zahnlücke auf.

»Oh, das gefällt mir!« Er klopfte mir auf die Schulter. »Sie sind ein Klassetyp!«

Ich lächelte geheimnisvoll und bat um noch zwei Bier.

»Trinken wir einen auf der Bank?«, warf ich beiläufig ein. »Mein Zug fährt erst in drei Stunden, und ich habe nichts weiter zu tun.«

»Kein Problem«, entgegnete mein Ferienlagerfreund und blickte mich mit seinen blutunterlaufenen Augen freundlich an. »Kommen Sie von weit her?«

»Von sehr weit her«, antwortete ich, und wir verließen den Laden.

»Woher denn? Aus Krakau?«, versuchte Andrzej Ż. zu erraten, als wir in den nahe gelegenen Park gingen.

»Nein. Aus Starachowice«, entgegnete ich.

»Ah, ich war mal in Starachowice, verdammte Scheiße. Als kleiner Junge, so groß war ich da.« Andrzej Ż. machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand in der Luft.

»Andrzej.« Er streckte mir seine Hand entgegen.

»Tadeusz.« Ich gab ihm meine Hand.

Ich werde ihm ein paar Bier einflößen, ihm dann eine runterhauen und nach Warschau zurückkehren, dachte ich fieberhaft, während ich mich nach einer abgelegenen Bank umsah.

Schließlich setzten wir uns hin. Andrzej Ż. öffnete fachmännisch eine Flasche mit der anderen, und einen Moment lang gossen wir die goldfarbene Flüssigkeit in uns hinein. Dann zündeten wir uns eine Zigarette an und begannen, über das Leben zu palavern.

Jahrelang war er Arbeiter in einem staatlichen Betrieb gewesen. Zuerst Dachdecker, dann Maurer und Maler, und zum Schluss wurde er entlassen. Jetzt verdiente er sich was auf privaten Baustellen dazu und trickste herum. Sozialhilfe und Gelegenheitsjobs

reichten nicht aus für den Wodka. Er hatte eine Frau, von der er als von »der Nutte« sprach, und eine kleine Tochter. Er schimpfte über alles: über den Kommunismus, den Kapitalismus, das Arschloch – seinen Chef und über die leeren Taschen des Crashjogginganzugs.

»Tadeusz.« Er griff nach meinen Schultern. »Tadeusz, verdammte Scheiße. Mann, das ist alles für'n Arsch, Scheiße!«, erklärte er und erstarrte, mein Gesicht dabei unverwandt ansehend.

»Und meinst du, dass es bei mir in Starachowice besser ist, verdammte Scheiße? Auch völlig unten durch«, antwortete ich schlagfertig und zog an der Zigarette, wobei ich den Rauch fachmännisch durch das Loch meiner Zahnfüllung einsog.

»Starachowice...« Andrzej Ż. nickte versoffen, »Ich bin mal in Starachowice gewesen, verdammte Scheiße. Eine sch-sch-sch-öne Stadt, was?« Er wollte nett zu mir sein.

»Na ja, eine Stadt wie alle anderen. Genauso, verdammte Scheiße, wie andere.« Ich passte mich dem Niveau unseres Gesprächs an.

Er überredete mich noch zu zwei weiteren Bieren, und dann erbettelte er zusätzlich noch einen Obstwein. Ich hetzte in den Laden und kehrte mit Flaschen zurück. Selber schlürfte ich an einem Bier, ich hatte ja noch den Weg nach Warschau vor mir. Andrzej Ż. war bis an die Kiemen voll und fiel bereits von der Bank. Ich spürte, dass das genügte. Es war an der Zeit, den Kreis zu schließen, den ich vor vierzehn Jahren geöffnet hatte. Er ging ins Gebüsch, um zu pinkeln, und kehrte, jetzt schwankend und etwas vor sich hin lallend, zurück.

Jetzt haue ich ihm gleich eins in die Fresse, dachte ich und trank mein Bier aus. Ich stand von der Bank auf und wartete mit leicht gegrätschten Beinen, bis er näherkam.

»Das ist für Bożena«, stammelte ich und holte aus. Um die Ecke kamen irgendwelche Leute. Ich ließ meine Hand wieder sinken. Andrzej Ż. hatte gar nichts bemerkt.

»K-k-k-komm, Tadeusz, wir gehen jetzt zu mir. Ich habe noch ein bisschen Wodka zu Hause. Falls die Nutte mir den, verdammte Scheiße, nicht weggetrunken hat«, stammelte er und stützte sich auf meine Schulter.

Völlig willenlos ergab ich mich diesem Menschen, und wir verließen den Park. Er war nicht imstande, sein Haus zu finden, und wollte in eine ganz andere Richtung gehen.

Zum Glück wusste ich, wo er wohnte. Ich zog ihn durch die Siedlung, und er hing an meiner Schulter, hin und wieder rief er etwas mit Säuferelan. Wir blieben vor seiner Wohnungstür stehen. Ich drückte den Klingelknopf. Lange machte keiner auf. Andrzej Ż. rutschte auf den Boden und stützte sich an der Tür der eigenen Wohnung ab. Mir war völlig die Lust vergangen, ihm die Fresse zu polieren. Ich wollte nach Warschau fahren. Ich konnte doch immer hierher zurückkommen. Ich klingelte noch einmal. Da hörte ich eine Bewegung hinter der Tür.

Das Auge des Türspions verdunkelte sich.

»Wer ist da?«, es war dieselbe Frauenstimme, die ich zuvor in der Gegensprechanlage gehört hatte.

»Ich habe Ihren Mann hergebracht. Machen Sie bitte auf«, sagte ich.

Der Türriegel klirrte, und die Frau machte die Tür einen Spaltbreit auf.

Zerzaust, blass, im bunten Jogginganzug. Ich roch den Alkohol. Ihr verschlafenes Gesicht trug Spuren ehemaliger Schönheit. Auch sie erkannte ich sofort.

Es war Bożena.

Mir blieb die Luft weg. Ich stand wie gelähmt und brachte kein Wort heraus. Ich zeigte nur mit dem Finger auf den auf der Schwelle liegenden Andrzej Ż.

»Schon wieder«, nickte Bożena. »Helfen Sie mir doch.«

Wir schleppten Andrzej Ż. in die Wohnung und warfen ihn auf ein ungemachtes Bett.

Einen Moment lang verlangte er noch nach Wodka, wobei er seine Frau mit den schlimmsten Wörtern beschimpfte, und dann schlief er stockbesoffen ein.

»Setzen Sie sich doch«, Bożena zeigte auf einen Stuhl. »Möchten Sie einen Tee?«

Ich bekam kein Wort heraus. Und dann stammelte ich völlig zusammenhangloses Zeug.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, sie schob sich an mich heran. Ich spürte den Geruch von Schweiß und billigem Deo.

»Ich muss gleich gehen«, stotterte ich schließlich. »Mein Zug fährt bald, ich werde erwartet...«

»Sie kommen nicht aus Mińsk. Woher kennen Sie meinen Mann?«, fragte sie.

»Ich bin aus Starachowice hergekommen und habe Andrzej im Lebensmittelladen kennengelernt. Dann sind wir in den Park gegangen und haben ein paar Bier zusammen getrunken, na und Ihr Mann hat sich ein wenig betrunken...«

»Starachowice«, lachte Bożena, »da war ich mal. Dort habe ich diesen Typen kennengelernt« – sie zeigte auf den schnarchenden Andrzej Ż.

Dort hatte sie ihn kennengelernt.

Ich blickte mich im Zimmer um. Hochglanzfurnier, Wandteppiche, Unordnung und Schimmel an den Wänden. Muff und Armut. Aus dem anderen Zimmer kam ein verschlafenes Mädchen und blickte mich misstrauisch an.

»Geh wieder nach nebenan spielen«, Bożena schob das Kind aus dem Zimmer.

Dann stellte sie ein Glas mit Tee in einer Plastikhalterung vor mich hin und schenkte sich selbst ein Gläschen Wodka ein.

»Möchten Sie auch was?«, sie zeigte auf die Flasche und lächelte. Sie hatte immer noch schöne Zähne.

Ich lehnte ab. Sie begann mir ungefähr dasselbe zu erzählen, was mir Andrzej Ż. schon geschildert hatte. Über das Scheißleben. Über die unerfüllten Träume und den Ehemann – einen kleinen Säufer. Früher hatte sie eine Reinigung gepachtet, jetzt lebte sie von Sozialhilfe.

Sie schenkte sich Wodka nach und aß dazu trockenen Mohnkuchen. Sie rauchte meine Marlboro. Sie war schön. Vernachlässigt, aber schön. Wir gingen zum »du« über.

»Weißt du, wie schön ich mal war!«, als ob sie meine Gedanken lesen könnte.

Da schoss mir etwas durch den Kopf, und ich fragte sie nach Fotos. Bereitwillig kramte sie einen großen Briefumschlag aus dem Regal und verstreute eine Menge Fotos auf dem Tisch. Sie rückte näher an mich heran, und ich spürte die Hitze ihres Körpers. Ich dachte, ich werde verrückt. Nicht aus sexueller Erregung, sondern überhaupt. Wegen des unheimlichen Kreises, den ich geöffnet hatte, und der Gelegenheit, ihn gleich zu schließen.

»Aber wie?«, dachte ich, während ich den schlafenden Andrzej Ż. anblickte. Ich werde ihm doch nicht in die Fresse hauen. Ich werde ihm niemals in die Fresse hauen.

Bożena zeigte mir ihre Bilder. An der Ostsee mit dem Töchterchen. Mit ihrem Mann in irgendeiner Kneipe. Ein Familienfest. Die Hochzeit. Vor dem Wohnblock mit ihren Freundinnen. Ich begann, in den Fotos zu kramen. Ich suchte nach etwas anderem. Dort, in Starachowice, hatte der Erzieher, der mir eins aufs Maul gegeben hatte, einen Fotoapparat gehabt und Fotos gemacht. Eine Unmenge von Fotos. Schließlich fand ich sie. Die ganze Ferienlagergruppe stand auf jenem sandigen Fußballplatz vor der Schule. Ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Bożena stand in der ersten Reihe. In meinen Armen. Andrzej Ż. mit einem erbosten Gesichtsausdruck daneben.

»Und wo bist du auf diesem Bild?«, fragte ich, mit Mühe meine Erregung verbergend. Bożena zeigte auf sich – einen kleinen Teenager, die erste, unerfüllte Liebe meines Lebens.

»Und der Junge hier, ist das dein Mann?«, ich zeigte auf mich selbst und lachte unnatürlich. Eine kurze Hose und ein orangefarbenes T-Shirt mit einem unleserlichen Aufdruck. Aus dem Kaufhaus Zentrum. Meine Mutter hatte es mir gekauft.

Bożena rückte an mich heran und beugte sich über das Bild. Ich fühlte ihre Brüste und den Wodkageruch. Diese Brüste. Sie begann zu lachen.

»Nein. Das war mein erster Verehrer. Mein Mann steht hier, da«, sie zeigte auf den gedrungenen Halbstarcken. »Sie haben sich meiner wegen wie die Verrückten geprügelt«, lachte sie.

»Und er hat gewonnen«, ich zeigte auf den Penner auf dem ollen Bett.

»Leider, sieht so aus«, Bożena lachte erneut und machte ein saures Gesicht.

Dann lächelte sie mich verführerisch an und blickte mir direkt in die Augen.

Ich fühlte, dass ich rausgehen musste. Ich erhob mich vom Tisch.

»Ich muss schon weg. Es war sehr nett, aber mein Zug fährt gleich«, ich blickte auf die Uhr.

Sie brachte mich zur Tür. An der Schwelle drehte ich mich noch mal um. Ich liebte sie wieder. Mit dieser Dummejungenliebe von vor sechzehn Jahren. Sie blickte mich verführerisch an. Ich wusste, dass ich es tun musste. Den Kreis schließen. Ich küsste sie. Sie ergab sich mir und presste diesmal ihre Lippen nicht fest zusammen. Fertig.

»Aber du kommst noch mal wieder hierher, ja?«, flüsterte sie.

Ich antwortete nicht. Ich ging aus diesem Wohnblock, von dem der Putz abblätterte, auf die Straße. Es goss in Strömen.

Aus dem Polnischen von Agnieszka Grzybkowska

»Salam« ist ein Auszug aus dem gleichnamigen Roman, Warszawa 2003, S. 100–122.

© Copyright by Piotr Ibrahim Kalwas

Lombard

ERLEBE ES SELBST

Aufs Leben schaust du gefühllos
Der Zeit und den Menschen zum Trotze
Wo immer du auch bist tags und nachts
Für dich ist es wie in der Glotze
Ein anderer verändert die Welt für dich
Riskiert Kopf und Kragen, schreit auf
Doch du aus der Ferne, so ist es besser
Im Fall der Fälle wohlauf

Erlebe es selber, erlebe es selbst
Dein Herz soll nicht werden zu Stein
Solange ein Herz du noch hast

In den Nachrichten gestern hast du gesehen
Eine aufgebrauchte Menge müder Menschen
Und da gab es was, was deinen Blick geschärft
Ein riesiges Meer aus Köpfen
Der Sprecher spuckte böse Worte
Worte, die plötzlich wütend machten
So fing auch in dir die Wut an zu kochen
Und du dachtest: Schluss mit dem Schweigen

Erlebe es selber, erlebe es selbst
Dein Herz soll nicht werden zu Stein
Solange ein Herz du noch hast

*Aus dem Polnischen von Jarosław Chmielewski
Przeżyj to sam (1981)
Text: Andrzej Sobczak
www.lombard.pl*

KOMBI

Kombi

EIN SÜSSES UND NETTES LEBEN

Gute Noten hältst du für blöd, das ist toll
In jedem Spiel nur Faul für Faul, bis der Gong ertönt
Sie sagen dir, ohne Kohle bist du nichts, weiter so
Deine Ellenbogen helfen dir und ein weiches Kreuz

Kennst du es auch schon, Liebste
Weißt du nicht, wie es ist
Glaubst du ihnen denn alles
Oder vertraust du mir

Ein süßes und nettes Leben
Kein Hunger, keine Kälte und Schläge
Ein süßes und nettes Leben
Man kann noch so viel erleben

Wer verliert, der zählt nichts, fällt raus aus dem Spiel
Küss die Klinke, zügle den Ekel, die Träume gut zensier
Für den richtigen Kurs kriegst du den Preis
Der Rat der Tauben wird dich belohnen, ohne einen Mucks

Kennst du es auch schon, Liebste
Weißt du nicht, wie es ist
Glaubst du ihnen denn alles
Oder vertraust du mir

Ein süßes und nettes Leben
Kein Hunger, keine Kälte und Schläge
Ein süßes und nettes Leben
Man kann noch so viel erleben

*Aus dem Polnischen von Jarosław Chmielewski
Słodkiego miłego życia (1984)
Text: Marek Dutkiewicz
www.kombi.pl*